

Der Schweizer unter der Lupe

Autor(en): **Knobel, Bruno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **91 (1965)**

Heft 49

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-505333>

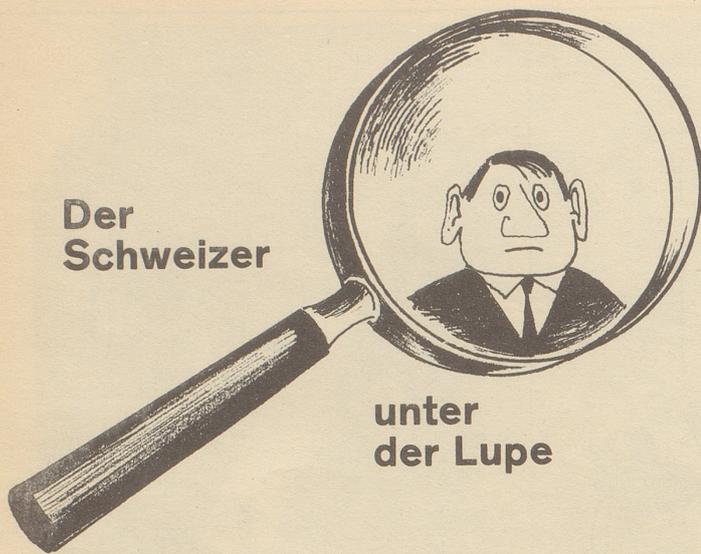
Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Schweizer



unter
der Lupe

Das Kind und das Bad

Unser Föderalismus steht seit einiger Zeit unter Beschuß, zum Teil zu Recht, zum Teil zu Unrecht, zu einem guten Teil aber auch nur deshalb, weil die Vorstellungen davon, was Föderalismus sei oder sein sollte, auseinandergehen. Die gegenwärtige Situation umriß Prof. H. Lüthy (ETH) im Jahrbuch 1965 der Neuen Helvetischen Gesellschaft ebenso knapp wie treffend: «Wenn die Parole des Föderalismus nach alter Tradition weiter nur dazu dient, nicht Zusammenarbeit und Koordination im Bundesstaat, sondern Zersplitterung, Krähwinkelerei und Obstruktion gegen gemeinsame Lösungen zu treiben, dann kann es eines Tages geschehen, daß eine junge Generation das Kind mit dem Bade ausschüttert und den echten mit dem falschen Föderalismus zum alten Eisen wirft ...» Eines Tages? Die Tage sind da! Es gibt bereits Teile der jungen Generation, die an des Kindes Bade rütteln. Und das ist in mancher Hinsicht seltsam genug: Gerade die junge Generation, die sich erwärmt für eine europäische, angeblich föderalistische Einigung Europas, will in der Schweiz den Föderalismus zum alten Eisen, also ausgerechnet das Modell in den Eimer werfen.

Was ist denn Föderalismus?

Nichts anderes als möglichst selbständige Kantone, integriert in einem Staatswesen – also beileibe nicht Partikularismus. Man soll sich gelegentlich doch wieder daran erinnern, welche Absicht mit der

Gründung unseres Bundesstaates verfolgt worden ist, nämlich – so paradox es klingt – Zusammenschluß der Kantone, um ihnen größtmögliche Freiheit zu ermöglichen; Zentralgewalt nur für Hilfe an die Kantone. Das Föderativprinzip kann sich aber nur deshalb bewähren, weil es eine Frucht der geschichtlichen Entwicklung ist. Da nun aber jeder Kanton weitgehend durch seine eigene Geschichte geformt wurde, müßte es auch ebenso viele Föderalisten geben, wie es Kantone hat. Neue Formen des Föderalismus sollten also von den unterschiedlichen Möglichkeiten der verschiedenen Kantone her geschaffen werden. Und: Es muß nicht unbedingt (nur) der Bund sein, der den Kantonen helfend beispringt, sondern – wiederum je nach den Möglichkeiten der Kantone – müssen diese auch *einander* helfen.

Die Kantone

Ich weiß nicht, ob die Fama vom «Kantönligest» heute noch so berechtigt ist, wie manche behaupten. Oft scheint es mir viel eher, auch die Schweizer neigten immer mehr dazu, von dem Schweizer und von der Schweiz zu reden, die bestehenden Unterschiede also zu negieren. Die steigende Wanderbewegung der Bevölkerung und die damit einhergehende Vermischung mag das gefördert haben. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß – wie Gottfried Keller sagte – «es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer gibt, sondern daß es Zürcher und Unterwaldner, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler! Daß es eine Appenzeller-

geschichte gibt und eine Genfergeschichte; diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott erhalten möge ...» Diese Verschiedenheit ist noch heute eine Tatsache. Es dürfte aber heute mehr denn je nötig sein, sich einzugestehen, «wie wenig ich eigentlich über meine Mit-Eidgenossen gewußt hatte, wieviel individuelle Ecken und Kanten und Falten und Narben ich übersehen hatte, die das Gesicht jedes Kantons formen ...» – wie Fritz René Allemann in seinem neuen Buche «25 mal die Schweiz» (Verlag Piper München) gesteht.

25 mal die Schweiz

In diesem Buche wird m. E. erstmals die Schweiz bewußt beschrieben nicht als *die* Schweiz, sondern in ihren Miniaturstaaten, welche erst *die* Schweiz ergeben. Es ist ein faszinierendes Mosaik von zwei Dutzend ausgeprägten und völlig verschiedenen gesellschaftlichen Physiognomien, die noch heute sehr lebendig sind, weil zumeist von einer höchst individuellen Geschichte geprägt. Wenn wir gerne von der «Einheit in der Vielfalt» reden, dann sollte diese «Einheit» uns nicht nur Grund dafür sein, die verbindende Kraft selbstgefällig darzustellen; und das selbstgefällige Posieren mit der «Vielfalt» sollte nicht nur Anlaß sein, zu behaupten, wie sehr der Föderalismus demnach nötig sei, sondern dann sollten wir das Ausmaß dieser Vielfalt, bitte, auch kennen – und tolerieren. Dann nämlich erst, wenn wir zu unserer (geistigen, nicht nur folkloristischen) Vielfalt stünden, würden die lächerlichen Frotzeleien über die Kantonsgrenzen hinweg verschwinden oder doch wenigstens nicht mehr ernst genommen. Und es sind unwürdige Frotzeleien, wenn z. B. Zürcher Blätter den Fall Fentener «typisch waadtländisch» nennen und – umgekehrt – waadtländische Blätter den Fall Barraud als «typisch zürcherisch» bezeichnen. Und es ist vollends infantil, wenn die welsche Presse die deutsche Sprache als «kehlig Schrei» glaubt charakterisieren zu müssen und deutschschweizer Zeitungen zurückschlagen, indem sie – wie du mir, so ich dir! – das Französisch als «Genäsel» etikettieren. Wenn wir dann und wann «den Graben» beklagen, der Regionen angeblich trenne, dann sollten wir wissen, daß diese Gräben sogar tiefer sind, als wir gemeinhin annehmen, daß aber die Schweiz als «Sonderfall» nur dann ihre Berechtigung hat, wenn wir bereit sind, mit diesen Gräben nicht nur zu leben, sondern an ihnen sogar ausgesprochen Spaß zu haben.

Diese 25 Kantons-Porträts Allemanns dürften das beste sein, was zurzeit über unsere (vor allem von uns) so vielgepriesene Vielfalt geschrieben vorliegt. Und die Lektüre des Buches lohnt sich nur schon wegen jenes Abschnittes von 23

Seiten über «den Kanton, den es nicht gibt»: über den Jura. Einleitend zu diesem Abschnitt zitiert der Autor übrigens einen Satz aus dem Bericht des Geheimen Rates von Bern vom 29. März 1814:

«Wenn nun die Vortheile und Nachteile einer bloßen Vereinigung mit Bern in dessen jetzigen Bestandtheilen verglichen werden, so scheinen die letzteren unter den obwaltenden Verhältnissen so überwiegend, daß der Geheime Rath einmüthig die Ueberzeugung theilt, diese Vereinigung sey nicht rathsam ...»

Kostbarkeiten der Portraits

Schon die Titel zu den 25 Portraits sind aufschlußreich: Uri – Paßstaat im Mauerring, Bern – Großmacht im Kleinstaat, Luzern – zwischen Barock und Aufklärung, Thurgau – Kanton ohne Mittelpunkt, Freiburg – das katholische Bollwerk, Waadt – weltoffener Partikularismus ... Und nicht zuletzt sind es die Zitate, jedem Kapitel vorangestellt, welche diesem meisterhaft geschriebenen Geschichtskompendium voller politischer, historischer und oft vergessener Details noch zusätzliche Glanzlichter aufstecken:

Appenzell: «... Die Sorge für die Keuschheit einer Matrone macht den Meyländer nicht so ungereimt ängstlich, als dieses Volk die schier ausschweifende Sorge für Freyheit und Rechte. Es hält so eifrig auf die Rechte der Freyheit, daß selbst sein Freund es übel mit ihm verderbe, der eine Bürd' ihn ungebeten vom Nacken zu wälzen gedächte ...» Joh. Jak. Bodmer

Bern: «... Bern ist der einzige Kanton noch heute in der Eidgenossenschaft, der etwas wirklich ausgeprägtes Staatshafes an sich trägt, der noch ein selbständiges Dasein zur Noth führen könnte und in dem größere Staatsideen wirklich ausgeführt und auf ihren Gehalt geprüft werden können ...» Carl Hilty

Luzern: «... in Luzern scheint eine Lässigkeit, ein freies Gehenlassen im Spiele zu sein, das man sich aus dem Charakter der Luzerner erklären möchte ... Sie sind keine angewurzelten Menschen, ... sie stehen immer ein wenig auf den Zehenspitzen und horchen auf den Ruf der Ferne ...» Ricarda Huch

Basel: «... weder groß noch klein und nach heutigen Maßstäben eher mittel ... , aber in Lage und Geist, in Repräsentation und Ausmaß mehr als groß, das heißt vornehm und bedeutsam ...» Kasimir Edschmid

Baselstadt und Baselland: «... Sie sind so gleichsam die am Rücken zusammengewachsenen Brüder. Was dem einen wehtut, macht dem andern nicht wohl, und niest der eine, sagt der andere «Prosit!» dazu. Wo Lieb und Leid geteilet werden, da steht's mit der Einigkeit nicht schlecht: vermag ein Finger eine Last nicht zu heben, hilft der andere, und beide zwingen's ...» Jeremias Gotthelf

Und mit diesem Ausspruch gab Jeremias Gotthelf vielleicht eine der treffendsten Umschreibungen dessen, was Föderalismus ist.

Bruno Knobel